

Eine Reise um die Blümlisalp im Sommer 1863

Autor(en): **Hebler, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **14 (1908)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-128404>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Eine Reise um die Blümlisalp im Sommer 1863.

Von † Carl Hebler.

Einleitung.

Wenn ich dem folgenden Reisebericht eine Bemerkung vorausschicken darf, so kann ich nur sagen, daß es eine schöne Erinnerung für mich ist, zwei Jahrzehnte lang mit dem geistvollen, liebenswürdigen Prof. Carl Hebler bekannt gewesen zu sein. Nur bezog sich unser Verkehr bei weitem nicht auf das hohe Gebiet der Wissenschaft, sondern beschränkte sich auf das Allgemeinmenschliche, und zwar mehr auf die heitern Seiten desselben, auf etwas Politik, am liebsten diejenige Bismarcks, auch Gambettas, den er nicht, wie ein befreundeter Franzose gerne gewollt hätte, einen großen Mann, sondern mit lächelnder Beteuerung nur den größten Mann Frankreichs nannte, auf Natur und ein wenig Literatur und Kunst. Dabei wurden auf unsern Spaziergängen in der herrlichen Umgebung Berns je und je die fernen Spitzen der Alpen gründlich und sorgfältig abgewandelt; Prof. Hebler hielt es für seine Pflicht, auch in den Alpen seiner Heimat Bescheid zu wissen, und dieser Bescheid war immer vorzüglich.

Dagegen zeigen ihn uns nun die folgenden Seiten in Gemeinschaft mit einem nur um fünfeinhalb Jahre

jüngern Freund, von dem er zwar kaum einmal sprach, aber so, daß man wohl sah, wie hoch er ihn schätzte, und dessen wissenschaftliche Anregung und Gemütlichkeit wieder, wie in Bern, zu genießen, er regelmäßig oder wiederholt nach Zürich ging. Hebler war Philosoph und Aesthetiker, Ludwig Tobler (geb. 1827 in Hirzel, gest. 1895 als Professor für allgemeine Sprachwissenschaft in Zürich) philosophierender Sprachforscher; ihre Arbeitsgebiete berührten sich aufs vielfältigste. Zwar ist auf diesen Blättern vom ernsthaften Fach nicht viel die Rede; aber es ist eine Lust, die beiden gleichgestimmten Freunde wandern zu sehen und sich über ihre Wanderung aussprechen zu hören, den einen in zierlichen Versen, den andern in einem Bericht, der die drolligen, kleinen Reiseabenteuer schildert, muntere Gedanken dazwischenstreut, aber auch die großartige Welt, die sie kennen lernen, wie ein Buch genau durchliest und benennt und sich ihrer mit offenem ganzem Herzen freut.

Heblers Freiheitslehre und andere Schriften spiegeln je und je seine reizende, gern mit scherzhaften Wörtchen spielende Gemütsart wieder, seine kleinen Aufzeichnungen sind ein Schatz von Witz und Beobachtung; aber auch dieser Reisebericht verrät schon seinen zierlichen, heitern und vornehmen Geist.

Im Jahre 1863, als diese Wanderung ausgeführt wurde, war Prof. L. Tobler Gymnasiallehrer in Bern; das Gedicht „Lauterbrunnenthal“ wurde schon in A. Webers Poetischer Nationalliteratur der Schweiz III veröffentlicht; Hebler (geb. 18. Dez. 1821, gest. in der Pension Solimont bei Bern 4. Sept. 1898) war damals Privatdozent. 1872 wurde er ordentlicher, nach-

dem er am 4. November des Jahres dieser Reise außerordentlicher Professor geworden war.

A. Frey.

Das Grindelwaldtal bereist nicht leicht jemand, ohne bis zu den Gletschern vorzudringen und wenigstens einen derselben mit Fuß oder Hand zu berühren: von den Besuchern des Lauterbrunnentals kommen nur wenige über den Staubbach hinaus. Schon längst drängte michs, in diesem Punkte — was uns bei so wenigen vergönnt ist — einmal auf den Grund zu sehen. Es war im Hochsommer 1859, als ich, allein, nach einem erstmaligen Besuche des Dorfes Mürren, anstatt auf dem nächsten Weg nach Lauterbrunnen zurückzukehren, diesen Weg in der entgegengesetzten Richtung verfolgend über das Dörfchen Gimmelwald in das Sevinental hinunterstieg und, durch eine kleine Wildnis mit Waldschlucht und Wasserfällen, zu den Hütten von Trachsellauenen gelangte. Sie liegen in der Ecke, wo das Lauterbrunnental südwestlich umbiegt und den Namen: „in der Ammertent“ annimmt. Bei einer dieser Hütten fand ich Leute, die mir Milch und Führung anboten. Beides ließ ich mir gern gefallen, die letztere, um das Ammertental bis zum Steinberg, einer im hintern Grunde des Tales gelegenen Alpen-terrasse, zu durchwandern. Mein Führer war der Hausvater der Hütte, ein gefälliger älterer Mann. Wir machten uns gegen 1 Uhr mittags auf den Weg. Dieser führte fortwährend auf dem linken Ufer der (weißen) Gletschine, bald hinter den Hütten durch Wald, wild und üppig wie Urwald, steil hinan, dann ebener fort über Alpland. Nach etwa 2 Stunden waren wir auf

dem Steinberg (4880 Par.). Den Hauptgegenstand der Aussicht bildet der nördliche Absturz der Berge von der Jungfrau bis zum Tschingelhorn. Die Scheidewand, die sich noch in Mürren vor ihnen aufstürmt, ist gesunken, indem wir uns jetzt an ihr selbst und zwar auf ihrer dem Hauptanblick zugekehrten Seite, befinden. Die Wand heißt der Tschingelgrat; es ist die Bergkette zwischen dem Ammertentale und Sevinental; der Teil derselben, an dessen Fuß der Steinberg liegt, trägt den Namen der Tschingelflühe. Droben an der, von unserm Standpunkt nordöstlich gelegenen Jungfrau, zwar noch immer ungefähr 4000' unter ihrer Spitze, südwestlich von dem Gletscherhorn und der Ebenenfluh eingeschlossen, hängt das gespenstische Kottal, welches nur gegen das Ammertental sich öffnet und eine Gletscherzunge in dasselbe hinunterstreckt. Weiter gegen Südwesten, näher bei uns, folgen die Breitlauinen, Schmadri- und Breithorn-gletscher. Den zweiten entspricht der weithin sichtbare Schmadribachfall. Der dritte hängt zwischen dem sich hier dem Auge besonders aufdringenden Breithorn und Tschingelhorn herunter, während sich von der andern Seite des letztern der obere Tschingelgletscher herabwirft, um sich mit jenem zu vereinigen und so den untern Tschingelgletscher zu bilden. Dieser füllt dann, etwa eine Stunde in der Länge, den hintersten Grund des Ammertentales aus und läßt die Rütchine aus sich entstehen. Nordwärts von jenem Sturz des obern Tschingelgletschers, zwischen diesem und den Tschingelflühen, erhebt sich vom Ufer des untern Tschingelgletschers eine, mir durchschnittlich wohl 1000' hoch scheinende, fast senkrechte, selbst noch aus geringer Entfernung unersteiglich aussehende Felswand, die Tschingelwand, mit dem

berücktigten Tschingeltritt. Unsere Entfernung von ihr mochte in gerader Linie $\frac{3}{4}$ Stunden betragen. Da hinauf, zeigte der Führer, gehe es ins Gasterntal, von dem ich bis jetzt nur den geheimnisvollen Eingang oder Verschuß bei Randersteg gesehen hatte; wenn ich wolle, führe er mich hinüber; erst vorgestern habe er mit einem Herrn aus Bern den Weg gemacht, wie ich aus dem Zeugnis ersehen wolle, dessen Unterschrift er nicht lesen könne: ich erkannte alsbald zu meiner Ueberraschung die Hand eines nahen Verwandten. Groß war die Lust, in die Fußstapfen des würdigen Betters zu treten. Aber schon die vorgerückte Tageszeit und der Mangel an jeder Ausstattung ließ mich davon abstehen. Um aber doch nicht auf demselben Wege zurückzukehren, wendeten wir uns nach der andern Seite des Tals. Die Lüttschine ward, unmittelbar nach ihrem Ursprung, nicht ohne Mühe überschritten, dann der untere Tschingelgletscher betreten und eine Strecke auf ihm hinauf gelüftwandelt, bis er mir zu glatt und steil wurde, worauf wir die Querrichtung einschlugen und die Seitenmoräne hinauffstiegen. Dort oben kamen wir auf die abgelegene Oberhornalp, in einer Umgebung, wie man sie sich gletscherhaft-idyllischer nicht wünschen kann. Ich lagerte mich auf den Rasen vor dem Alp-hüttchen und ließ mir da, unbeirrt von den zudringenden Schweinen, die vom Sennen dargereichte Milch aus dem Holznapf trefflich schmecken. Nicht lange geht's, so sehe ich von dem benachbarten, einsamen Seelein her einen Fremden kommen: es war der Landschaftsmaler Snell (ein Gemälde Snells im Kunstmuseum stellt den Schmadribachfall dar), der sich öfters auf Wochen in diesem Tal aufhält und, wenigstens diesmal, bei meinem Führer wohnt und einen jüngern Sohn desselben bei

sich hatte. Wir machten den Rückweg gemeinschaftlich. Zuerst über eine lange und steile Felsentreppe hinunter, dann im Talgrund am Ende des Schmadrifalls vorbei. Beide Wasser, Lüttschine und Schmadribach, waren ungewöhnlich angeschwollen. Jene war ausgetreten und bedrohte eine einsam und leer stehende Hütte dermaßen, daß wir den Augenblick abwarten zu können meinten, wo sie dieselbe mit sich reißen würde. Der Schmadribach hatte seine Fülle dazu benutzt sich eine neue Bahn zu brechen. Bei einfallender Nacht waren wir wieder in Trachsellauenen. Bevor wir uns niederlegten, hörten wir draußen Unruhe und vernahmen: der Knabe unseres Wirtes müsse sogleich in der stockfinstern Nacht wieder fort auf die Breitlauenenalp (unterhalb des erwähnten gleichnamigen Gletschers gelegen), um dort zu melken. Der Senn dieser Alp war soeben vorbeigeekelt, um Hilfe für ein seiner Obhut übergebenes Kind zu holen, das spielend sich verlaufen hatte und über eine Fluh gestürzt war. Wir hörten dann am Morgen, dasselbe sei in der Nacht, zwar nicht tot, aber schwer verletzt und bewegungslos, an unserer Hütte vorbei zu seinen Eltern getragen worden. An das geschehene Unglück knüpfte sich die Besorgnis vor einem neuen. Unsere Wirtin hatte Angst um ihren Jungen wegen des großen Wassers, über das er zu setzen hatte. Er seinerseits machte sich jedoch unverdrossen mit seiner Laterne auf den Weg. Wenn man ihn, meinte die Mutter, nur erst an der und der Stelle sähe, auf die sie zeigte, woselbst er die Gefahr hinter sich haben würde! Während sie dann, ohne weitere Unruhe zu verraten, ihrer Hausarbeit nachging, folgte ich dem Lichtchen unausgesetzt mit meinen Blicken, und sah es bald verschwinden, bald wieder zum Vorschein

kommen. Endlich, nach längerer, ängstlicher Pause, erschien es in der Gegend, wo die Mutter es gewünscht hatte. Vergnügt rief ich sie herbei und zeigte ihr's. Sie antwortete mit einer mich überraschenden Bezugnahme auf das neue eidgenössische Münzsystem, das ich noch nicht so tief in die Muttersprache eingedrungen glaubte: „I würd nit menge Sangti nä, für wenn i das nit gse hätt.“ Mein Nachtlager befand sich in demselben Raume, wo uns das einfache Abendbrot aufgetragen worden war. Ebendasselbst stand das Bett meines Gefährten. Wie billig, hatte dieser, als der früher Bekommene und länger Verweilende, das bessere Teil bekommen. Doch auch mir war, über meine Hoffnung, ein förmliches Bett gerüstet. Nur muß man in solchem Falle nicht so unbillig sein, es als wesentliche Eigenschaft eines Bettes zu betrachten, daß es eine zum Schlafen geeignete Stätte sei. Genug, es war doch etwas wie eine Bettlade, darauf etwas wie eine Bettdecke, der es wenigstens nicht am Umfang fehlte, darunter etwas wie eine Matratze, und darin etwas wie — nein! hier war mehr als ein bloßes Wie, hier war reine oder doch ächte, lebensvolle, springende Realität, eine Herde kleiner, brauner wilder Tiere, die sich unverweilt über mich Wehrlosen hermachten und mir unendlich mehr Blut abzapften, als mir die in demselben Raume genossenen Nahrungsmittel einführen konnten. Eine leise Warnung hatte ich zwar schon vor dem Einschlafen, will sagen: Einschlafenwollen erhalten, indem ich meinen Zimmergenossen gewisse magisch aussehende Handbewegungen über seinem Bett ausführen sah und auf meine verwunderungsvolle Nachfrage erfuhr, er besprengte es mit Insektenpulver. Er bot mir gefällig

auch davon an, ich Verblendeter glaubte jedoch ohne das sicher zu sein. Um das Elend voll zu machen, hatte mir schlechtes Schuhwerk meinen Fuß wund gerieben, so daß ich am Morgen vorläufig nichts Gescheidteres wußte, als mich in die zum Glück nahe Heimat zurück zu trollen. Nur den Gießbach, an dem ich, einmal so nah, nicht leicht vorbeikomme, nahm ich noch mit.

Was ich dahinten in der Ammerten gesehen hatte, ging mir noch lange im Kopf herum; noch mehr aber beschäftigte mich das, was ich nur halb und gar nicht gesehen hatte — ich bitte jetzt nicht mehr an mein Nachtlager zu denken — ich meine den Tschingeltritt und was auf ihn folgt. Bevor ich den aber wirklich unter die Füße bekam, sollten noch 4 Jahre vergehn. Die Aufgabe für schwierig zu halten und Mißtrauen in meine Kräfte zur Bewältigung derselben zu setzen, dazu fand ich je länger desto mehr Grund. Zu Anfang des Monats Juli pflege ich Reisebeschreibungen zu lesen, um meine zu dieser Zeit erwachende Wanderlust theils zu büßen, theils hinzuhalten. Lockt michs in die Berge, so lese ich etwa zuerst eine Schwarzhornbesteigung; wenn die nicht mehr vorhält: eine Jungfraureise; bald komme ich aber an einen Punkt, wo selbst die Erklimung des Gaurisankar (oder welches sonst der jetzt bekannte höchste Berg der Erde ist) auf dem bloßen Papier mir nicht mehr genügen würde: dann sieht mich der erste exträgliche Tag auf der Eisenbahn nach Thun oder Luzern. So kam mir denn, und zwar schon im Anfang meiner diesjährigen Reiselektüre, auch wieder unter die Augen, was G. S t u d e r, der die Partie am 30. August 1840 machte, vom Tschingeltritt und seiner Nachbarschaft sagt (Topographische Mitteilungen aus

dem Alpengebirge, 1844, S. 56 f.): „Mit Ausnahme des schmalen Gletscherstroms, der sich längs den Felsen des vom Tschingelhorn auslaufenden (Lauterbrunner) Wetterhorns herabwälzt, ist hier das Tal durch ein Bollwerk von schroff aufeinander getürmten Flühen geschlossen, auf denen ein Gletscher lagert, und die sich zur Rechten oder nördlich in immer höheren Säzen an die nackten Wände der Tschingelflühe anlehnen. Einmal die Höhe dieses Bollwerks gewonnen, soll der Weg keine Schwierigkeit mehr darbieten; auch selbst dieser Gang wäre nicht gewagt, wenn die oft herabstürzenden Stein- und Eisblöcke es nicht wirklich gefährlich machten, über den zu Tale gehenden Teil dieses Gletschers bis zu jenem letzten Abhange vorzudringen. Deswegen sucht man so schnell als möglich den Felsenrand an der Seite des Gletschers zu gewinnen. Hier aber bot sich uns ein unerwartetes Hindernis dar. Wegen der weit vorgerückten Sommerszeit war nämlich der Gletscher längs der Seitenränder stark abgeschmolzen und hing nur durch schmale, unterhöhlte, unter jedem Tritte den Einsturz drohende Schneebrücken mit denselben zusammen. Dieses Felsenbord aber stieg in schroffen Hängen empor, und wir mußten demnach zur Seite eines offenen Abgrundes, aus dem uns der Gletscher in wirklich schreckhafter Zerrissenheit anstarrte, auf einem schmalen Fluhjak hinanklimmen, der sich um mehrere vorspringende Ecken aufwärts wand, bis wir auf schiefen Platten und Gusehängen uns leichter fortbewegen konnten. Eine an das unterste Felsenbord gelehnte Leiter begünstigt sonst das Emporstiegen, sie befand sich nicht an der gewohnten Stelle. Wir kamen jetzt zu dem eigentlichen Tschingeltritt, dessen Ersteigung jedoch auf die bestandenen Mühen

hin für uns ein Leichtes war. Der Tschingeltritt ist eine etwa 20' hohe steile Felsenmauer, deren hervorragendes, rauhes Gestein indes das Erklettern begünstigt.“ Die „Gletscherfahrten in den Berner Alpen“ von A. Roth (1861) standen mir nicht sogleich zu Gebot; ich glaubte mich jedoch zu erinnern, daß sie in betreff dieser Partie ebenso abschreckend lauten. Der letzte mir vorliegende Bericht war der von J. Weilenmann in seinen „Streifereien in den Berner- und Walliser-Alpen“ (2. Sammlung der Berg- und Gletscherfahrten in den Hochalpen der Schweiz, von G. Studer u. A., 1863). Weilenmann kam auf den Steinberg am 9. August 1859 nicht ohne mühsamen Irrweg, da er ganz allein reiste, und machte dann den Weg bis zum Fuß des Tschingeltritts probeweise noch denselben Abend. Er fand die Erreichung des Gletscherufers leichter, als Studer damals, und gelangte überhaupt ohne sonderliche Schwierigkeit an jenen Punkt. Vom Tschingeltritt selbst jedoch urteilt er, derselbe scheine sich — was ja wohl die Regel bei solchen Charakteren ist — mit den Jahren verschlimmern zu wollen. Ein bedeutendes Stück seines verwitterten Gesteins, das früher wohl mit Sicherheit betreten worden, sei im Begriff gewesen sich abzulösen. Am nächsten Morgen wiederholte und vollendete dann Weilenmann seinen Gang glücklich. Ich meinerseits hatte keinen Grund, dem verwünschten Tritte Zeit zu weiterer Verschlimmerung zu lassen. Auch hatte sich mir mein Plan allmählich auf eine befriedigende Weise abgerundet, indem ich fand, es wäre doch hübsch die Wanderung, welche hart an der Blümlisalp vorbeiführen mußte, zu einer völligen Rundreise um dieselbe zu erweitern. Ich bin mit diesem Projekte freundschaftlichst ausgelacht worden;

deshalb bemerke ich, daß ich doch nicht etwa beschloß, die Blümlisalp zu umkreisen, ohne noch zu wissen, ob es auch lohnend sein würde, sondern daß ich dies in betreff der einzelnen Teile des Wegs in Erfahrung gebracht hatte und dann erst dieselben zum Kranze zusammensügte. Ferner muß man das „Um die Blümlisalp herum“ nicht allzu wörtlich nehmen, als ob ich gewollt hätte, daß zwischen diesem Berg und mich rein gar nichts mehr in die Mitte trete, wozu eine eigentliche Umfriechnng das beste Mittel gewesen wäre: ich war vielmehr von allem Anfang an gemeint, die nächsten östlichen und westlichen Nachbarn der Blümlisalp in meinen Kreis mit einzuschließen, doch weder den Gamshigletscher hinauf oder hinunterzuklettern, noch mich zwischen der Blümlisalp und dem Doldenhorn durchzuzwängen; man wird, hoffe ich, diese meine Mäßigung zu würdigen wissen. Ich hatte endlich eine für meine Idee empfängliche Seele gefunden, welche Seele dann eines nachmittags, als ich mir eben den Schlaf am Klavier mit Robert Schumanns „Kind im Einschlummern“ vertrieb, in mein Zimmer drang und mir kurz und gut die Frage auf die Brust setzte, ob es mir eigentlich Ernst mit der Sache sei. Wir verabredeten die Abreise auf den folgenden Morgen. Geschwind kaufte ich mir nun noch Roth's Gletscherfahrten, um den betreffenden Abschnitt noch einmal nachzulesen. Hr. Roth machte die Partie den 13. Juni 1856, und zwar von Randersteg aus. „Jetzt“ — sagt er, bei einem gewissen Punkte angekommen — „jetzt galt es in der That, stark in den Beinen, gewandt im Gelenk und vor allen Dingen von Schwindel frei zu sein. Es geht schnurstracks die Tschingelwand hinunter, [deren Höhe er auf

2000' schätzt]. Ein einziger Fehltritt bereitet Lauener's [eines an der Jungfrau verunglückten Gemsjägers] Schicksal. Häßlich gähnt der Tod vom grünen Gletscher herauf, man verliert den eisigen Abgrund keinen Augenblick aus den Augen Um das Schauerliche der Partie noch zu erhöhen, wirft der obere Tschingelgletscher am rechten Flügel der Felsenwand in einem ungeheuren Satz seine Massen in den untern Gletscher hinab, Eisblock auf Eisblock." Diese Bilder begleiteten mich ins Theater, wo der berühmte französische Tenorist Roger ein Konzert gab, und ließen mich nicht einmal sogleich die auffallende Erscheinung beachten, daß das Haus recht ordentlich besetzt war, obgleich weder Taschenspieler, noch Zwerge, noch sonstige Mißgeburten sich produzierten. Der wechselnde Ausdruck, womit der Sänger sein hübsches «Ah, quel plaisir d'être soldat!» aus der „Weißen Frau“ vortrug — wie ominöser Weise auch der mittlere Gipfel der Blümlisalp heißt — fand in mir den lebhaftesten Anklang, ich brauchte nur *touriste* für *soldat* zu singen. Es schien mir unerhört, daß nun der nach G. Studer 20' hohe Tschingeltritt bloß den 100sten Teil einer Wand bilden sollte, deren übrige Teile am Ende um kein Haar besser zu sein versprochen. Dieses Auf und Ab zwischen 20 und 2000 war ja allein schon hinreichend, um dem gefestesten Menschen Schwindel einzujagen. Hr. Roth hatte es aber auch zu büßen. Auf den Vorschlag meines Reisegefährten stürmten wir ihm am Morgen, unmittelbar vor unserer Abfahrt, mit Sack und Pack aufs Zimmer, erregten ihm unendliches Alpenheimweh, und stellten ihn über die 2000 zur Rede. Er beschwichtigte uns jedoch, und meinte, wir dürften uns das Wagnis zutrauen. Zugleich riet er uns,

ebenso, wie er getan, die Tschingelpartie von Randersteg aus zu machen, weil sich so der Genuß immer mehr steigere — o du genußreicher Tschingeltritt! Endlich war Herr Roth so gefällig, uns einige gute Führer aufzuschreiben.

So fuhren wir denn Sonntag den 12. Juli 1863 um 11 Uhr auf der Eisenbahn nach Thun und sogleich vom Bahnhof weg in einem Einspanner nach Frutigen, von wo wir nach einem dreistündigen Marsche, teilweise in Regen, gegen Sonnenuntergang in R a n d e r s t e g anlangten. Außer der uns schon bekannten, teilweise verhüllten Aussicht, hatten wir bis jetzt nur drei Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen: der koldartige, aber gutmütige Kutscher, eine sehr auffallende Kellnerin, und eine Maus, die uns am Wirtstische in Frutigen Gesellschaft leistete. Von Randersteg gedachten wir am nächsten Tag — nun doch nicht sofort die Tschingelpartie zu machen. Wir wollten mit ihr als dem Gipfel unserer Absichten lieber schließen, und die Blümlisalp zuerst vorn herum umwandern, über den Deschinengrat, der vom Rander= ins Riental, und dann über die Furgge, die vom Rien= ins Sevinen= und Lauterbrunnental führt. Hr. Roth hatte uns als Führer einen gewissen Dgi empfohlen. Wir wiesen daher einen bei Randersteg sich uns anbietenden Mann mit der Erklärung ab, daß wir den Dgi nehmen. Aber der antwortete: „I ch heiße Dgi.“ Die Vergleichung der Vornamen ergab jedoch, daß es nicht der rechte sei; und er selbst stand sogleich davon ab, seinem Better den Rang ablaufen zu wollen. Als wir uns dem Wirtshause näherten, zeigte uns ein Bursche, der sich zu uns gesellt hatte, einen Mann vor demselben, den er uns

sehr empfehlen könne. „Wie heißt er?“ „„Dgi.““ Also (berlinisch zu reden) „Och ein Ochi!“ Dieser dritte Dgi war ein Bruder des uns von Roth empfohlenen Dgi I. Unsere Treue gegen den letztern blieb unerschüttert. Wir befahlen im Wirtshaus, ihn uns zuzuführen, sobald man seiner habhaft würde. Die Frage des Kellners, ob wir denselben kannten, erregte in mir den finstern Verdacht, er gedente uns einen Wechselbalg unterzuschleichen. Zu diesem Argwohn gesellte sich die Ueberlegung, daß am Ende für den Weg um die Blümlisalp vorn herum ein so ganz besonders guter Führer nicht nötig sei. Gleichwohl — ich beteure es bei allen guten Berggeistern — nicht ich, sondern mein Begleiter war es, der zuerst den Sirenentönen eines Nicht-Dgi, eines gewissen Holzer, Gehör schenkte, eines kleinen rothaarigen Mannes von vorgerückten Jahren, der gute Zeugnisse, unter anderm, von Berner Bekannten, vorwies, bedürftig zu sein schien und einen genügenden Eindruck auf uns machte. Wir schlossen, schon um überhaupt einmal abzuschließen, für Deschinengrat und Furgge mit ihm ab. Da bringt uns der Kellner das Zeugnisbuch eines Führers herein, der draußen stehe und sich uns empfehle. Sein Name ist — Dgi. Ich fürchtete, es sei der beim Kellner bestellte, aber nach dem Engagement Holzers abbestellte Dgi I. Allein es war jener Dgi II., welcher Wind bekommen haben mußte, daß unsere Treue gegen seinen Vetter wankend geworden sei. Das erste war, daß er sich versicherte, wir seien wirklich von jenem zurückgekommen; das letzte war das ihm von uns gegebene Zeugnis, daß er in seinem ganzen Verhalten den genauesten Pflichten der Veterschaft nichts vergeben habe. Ueber allen diesen Dgi fiel mir ein, daß mir

kurz vor unserer Abreise auch ein norddeutscher Gelehrter einen Randersteger Ogi gerühmt hatte; ob dieser nun aber einer der drei vorerwähnten oder ein Ogi IV. sei, ist eine Frage, welche, da sie meine individuellen Kräfte übersteigt, ich dem Schweizer Alpenklub zu lösen überlassen muß. Ueber Tisch stellte uns ein anderer Gast den Weg zum Deschinentsee als ganz unlohnend dar; er sei den Nachmittag im Schweiß seines Angesichts oben gewesen und habe nichts als eine „Pfüze“ gefunden.

Wir trafen am Morgen etwas hierwärts vom See eine wirkliche Pfüze; und es wäre möglich, daß der Führer, um sich selbst und dem Fremden die Mühe zu erleichtern, ihm diese Pfüze als den See vorstellte. Ein einziger Blick vom Balkon des Gasthofs auf die im Hintergrund des Deschinentals in den Sternenhimmel hineinragenden Firnspitzen würde genügt haben, auch noch weit stärkere Abmahnungen an uns abprallen zu lassen. Für die Nacht waren wir nicht gut daran, indem, um mit demselben Reisenden zu reden, eine „Bande“ von Pensionszöglingen uns zuvorgekommen war.

Gegen 4 Uhr, beim besten Wetter, zogen wir mit unserm Holzer aus. Er zeigte sich als ein recht gefälliges und munteres Männchen; seine Reden hatten einen drolligen Anstrich dadurch, daß er von sich in der dritten Person redete; seinem eigentlichen Gewerbe nach ist er ein Weber; er klagte jedoch, daß es ihm damit nicht gut gehe. Unser Weg führte dem Deschinenbach entgegen, zuerst durch den ebenen Talboden, dann sanft bergan durch spärliches Nadelholz. Links hatten wir die Bergkette, welche Rander- und Kiental scheidet, und von welcher unser Deschinengrat den südöstlichen Ausläufer bildet;

rechts zunächst den Fißistock, dann Doldenhorn und Blümlisalp, die ihre Formen je länger desto reicher entfalteten. Auch des zwischen beiden gelegenen, von Bern aus gesehenen, nur gerade noch ein wenig über den Niesen herüberguckenden Freundhorns wird man hier gründlich ansichtig; es wird von seinen Nachbarn an Schönheit wie an Größe übertroffen. In 1¹/₂ Stunden waren wir beim Deschinesensee (4907'). Er mag eine Stunde im Umfang haben und darf sich schon darum, abgesehen von seiner Tiefe und Umgebung, den Namen „Pfütze“ entschieden verbitten. Die zuletzt genannten Berge fallen in beinahe senkrechten Wänden, d. h. an 7000' tief, gegen ihn ab, spiegeln und baden sich in ihm mit ihren Schneegipfeln, die wir auf diese Art zu unsern Füßen sahen, und unterhalten ihn mit zahlreichen Bächen. An der die Ostseite des Sees begrenzenden Wand der Blümlisalp zeigte uns der Führer einen ungefähr 500' über dem Seespiegel sich hinziehenden, teilweise mit Gras bewachsenen, schmalen Pfad, die sogenannte Schnur, die von Gemsjägern zuweilen begangen werde, die aber sogar er, Meister Holzer, zu passieren sich nicht getrauen würde. Mit großer Spannung las ich nachher, was die meinem Begleiter besonders nahstehende „Schweiz“, in dem Artikel „Doldenhorn und weiße Frau“, von A. Roth und E. v. Fellenberg, von unserer Schnur erzählt. Sie wird nach diesem Bericht auch Schaffschnur genannt, weil sie zu einigen Weideplätzen für Schafe führt, die aber dorthin getragen werden müssen. Fellenberg mit einigen andern hat den Weg bei einer Rundreise um den See gemacht, und der Leser findet in dem angeführten Artikel eine Schilderung dieses Hangs, welche ich mir nicht versagen will

hier einzuschalten. Die Gesellschaft kam von der Südseite, jenen Schaflägern, her. „Anfänglich war das Bord einige Fuß breit und bot, zumal Reisende und Führer sämtlich an das Rettungsseil gebunden waren, keine große Schwierigkeit; es sei denn, man betrachte als solche den Umstand, daß diese paar Fuß gegen den See geneigt waren und nie ein Fuß auf gleiche Höhe mit dem andern zu stehen kam. Gegen die Mitte der Felsenwand wird die Schnur immer schmaler, der Rasen verschwindet, die überhangenden Felsen treten mehr hervor, während die unter den Füßen starrenden 600 Fuß immer grausiger den Abgrund öffnen und der blaue See gerade zwischen den Beinen des Kletterers sichtbar wird. Dann verengt sich die Bahn für die Dauer einer guten Viertelstunde auf wenige Zoll und führt zugleich auf nasse, abgewaschene Schieferplatten. Hände und Füße haben längst schon zusammen gearbeitet, hier aber spannen sich alle Sehnen zur Ueberwindung eines halbsbrecherischen Stückes an. Denn nicht genug, daß die Schnur an dieser Stelle so entsetzlich schmal, der Boden so schlüpfrig, der See so tief, — nun gilt es um einige Felsenecken zu kriechen, wo stellenweise nur ein Fuß Platz findet, indes unter den Füßen sich ablösende Steine in die Luft, in die Tiefe fliegen und plätschernd in den See stürzen: sie bezeichnen die Bahn, die dem Fehltritte des Schwindelnden vorgeschrieben ist. Nach Ueberwindung dieser grausen Viertelstunde kam die unterbrochene Grasschnur wieder zum Vorschein, und eine weitere behaglichere Viertelstunde führte die Expedition auf den sicheren Boden der untern Deschinenalp.“ Auch unser, ohne Vergleich besserer, Weg nach dieser Alp, auf dem linken (nördlichen) Ufer des Sees, auf

steinigem Pfad, nah über dem Wasser hin, war nicht der lieblichste; noch dazu versäumte Holzer bei solchen Stellen nicht leicht, lächelnd zu bemerken: „Hier hat es dem und dem nicht gefallen.“ Auf der untern Deschinenalp gab er dann folgende Erklärung ab: Dieweil wir uns an dem See so wacker gehalten hätten, so seien wir würdig, von ihm auf dem nächsten Weg auf die obere Deschinenalp geführt zu werden.

Dieser nächste Weg war eine etwa 20' hohe Felsenstiege, die mir hauptsächlich aus pädagogischem Gesichtspunkt, als eine Vorübung auf den Tschingeltritt, einleuchtete. Da oben kam nun zu unserer Rechten auch der bisher verborgen gebliebene mächtige Blümlisalpgletscher zum Vorschein, an dessen Rand es dann über rauhes Gestein, mitunter stark ansteigend, bis auf die Höhe fortging. „Dieser Gletscher“, erzählt G. Studer, Das Panorama von Bern, 1850, S. 176, „bedeckt eine jener fruchtbaren Blümlisalpen, welche nach der Sage des Volkes einst durch den Fluch des Himmels in Gletscher verwandelt worden sind. Ein übermütiger Senn, so heißt es gewöhnlich, habe mit den Gaben seiner reichen Alp Verschwendung getrieben, den Weg zu dem Staffel mit einer Treppe von Käsen besetzt, sich mit seiner Geliebten in strafbarer Kurzweil versündigt, seine alte Mutter oder seinen blinden Vater aber der Not und dem Hunger preisgegeben, ja sogar sich an ihnen vergriffen, bis daß ob solchem Frevel die Rache Gottes eingetreten sei.“ Begreiflich: wenn die Erde nur für den Menschen da sein soll, so können ihm solche Teile derselben, die es ganz offenbar nicht sind, nur durch seine eigene Schuld verloren gegangen sein. Es ließe sich zwar fragen, warum man sich nicht mit der

doch auch teleologischen Betrachtung der Gletscher und Schneeberge als Wasserlieferanten begnüge; aber diese Betrachtung liegt wohl gerade den Anwohnern des sehr wenig menschenfreundlichen oberen Laufs der Bergwasser am fernsten; man braucht nur einen Blick auf das Bett der Rander im Gasterntal zu tun. Ich als Tourist bin übrigens natürlich gleichfalls Teleolog (nicht Theolog) und sage kurzweg: Die Berge und Gletscher sind dazu da, daß ich sie mir ansehe und durchwandere und Leib und Seele an ihnen erfrische. Und wieder eine andere Teleologie endlich ist die der Wirte und Führer. — In Bezug auf die Blümlisalp werden wir wohl bereits jetzt, auf der letzten Strecke vor dem Deschinengrat (8327'), das Schönste erreicht haben. Was, von Bern aus, dem bloßen Auge als ein zwar regelmäßiger und symmetrischer, aber doch vorwiegend auf Massenwirkung berechneter Aufwurf erscheint — man könnte sich versucht fühlen, den Namen von der Ähnlichkeit mit einer gefüllten Rose herzuleiten —, das tritt hier aufs deutlichste in seine einzelnen Teile und Formen auseinander. In der vordern Reihe folgen sich von West nach Ost: Rothorn (10159'), Blümlisalpstock (9913') und Wilde Frau (10042'); in der hintern Reihe dann die vier höchsten Spitzen: Deschinhorn (10750'), Blümlisalphorn (11298'), Weiße Frau (11270'), und Morgenhorn (ca. 11000'). (Diese Benennungen und Höhenangaben nach Roth und Fellenberg a. a. O.). Unser Standpunkt ist für die Blümlisalp, was für die Jungfrau die Wengernalp ist; nur um ein gut Teil mühsamer zu erreichen, dafür aber auch um mehrere 1000' höher und in den Umgebungen, abgesehen von dem Hauptgegenstande, der Aussicht, hochalpenmäßiger. West-

wärts schweift der Blick vom Freundhorn und Doldenhorn am Rinderhorn und Altelts vorbei, bis zu den Gipfeln des Strubels, des Wildhorns und der Diablerets (die letzteren Namen auf die Autorität G. Studers, Das Panorama von Bern, S. 143). Es war 9 Uhr, als wir auf dem schmalen Grat ankamen. Mein Begleiter war mir, wie öfters, ein wenig voraus. Die Aussicht, die wir bisher genossen, war so außerordentlich schön und frei, daß ich glaubte, er scherze, wie er mir zurief, es sei alles voll Nebel. Aber in der That konnte ich nach der Seite des Rientales nur eben noch einige Bergspitzen mit den Augen erfassen, darunter die des Gspaltenhorns, wenn ich nicht irre, während wir uns nur auf der Sohle herumzudrehen brauchten, um noch immer die herrlichste Fernsicht zu haben. Bald jedoch waren wir gleichfalls eingehüllt, und es war eine weitere Bewegung in der Hülle bemerkbar: wir konnten gehen. Zuerst ein steiler Abhang mit Schiefeln und Schnee, wo wir uns im Nebel ein wenig verirrtten. Bald jedoch wurde der Nebel Wolke, d. h. wir ließen ihn über uns auf dem Grat liegen. Wir hatten nun das Riental in seiner ganzen Ausdehnung vor uns, sahen abwärts (zu unserer Linken) den Niesen und an ihm vorbei ins ebene Land; aufwärts (rechts) die Gamchilücke, den von Bern aus so gut sichtbaren Sattel zwischen Blümliäalp und Gspaltenhorn, und den von ihr herunterhängenden Gamchigletscher, welchem die Kiene entspringt; gegenüber die Höhen, welche das große Riental vom kleinen, dem sog. Spyggenrund, und dem Sevimental scheiden, und welche wir noch an demselben Tag zu besteigen gedachten. In der Nähe der Kiene und ihres Ursprungs überraschte uns Holzer mit der

Nachricht, daß die Brücke weggerissen worden sein müsse. Er wollte uns deshalb vollends an den Fuß des Gletschers führen, wo die hohen felsigen Ufer so nah zusammentreten, daß sie sich überspringen zu lassen schienen. Wir fanden es jedoch einfacher, dem Lauf des Baches folgend, zu sehen, ob sich das ziemlich breite und stürmische Wasser nicht irgendwo durchwaten oder mit Hilfe von Steinblöcken überschreiten ließe. Vom andern Ufer schaute malerisch gruppiertes Vieh zu uns herüber, wir entdeckten endlich einen Steg, der uns ans andere Ufer und bald darauf zu einer kleinen Sennhütte führte.

Wir hielten hier, auf der *Gamchialp* — es war 11 Uhr — unsere Mittagsrast. Ein großer, mit Gras bewachsener Stein vor der Hütte, auf dem bei unserer Ankunft einige Damen der Gattung *capra* ruhten, diente uns als Tisch und Sitz. Der freundliche alte Hirte lieferte uns in Ergänzung unseres Proviantes Milch, Butter und „Spis“, worunter *massive* Speise, und zwar die einzige in Sennhütten erhältliche: Käse zu verstehen ist. Nach der Mahlzeit machte ich mich beiseit auf den Rasen und bereitete mir mit meinem Regenschirm einen angenehmen Schlummerschatten. Zu meinem Schrecken sah ich bald den Wind mit meinem Obdach davonjagen; schnell fing ich es wieder ein und befestigte es nun mittelst meines Stocks und gewisser Körperteile, indem ich das ganze Gewicht meiner Persönlichkeit einsetzte. Das vollständige Rezept ist dieses: Lege dich unter deinen ausgespannten Schirm, lasse seinen Griff von dem des Stocks umklammern, und mache den Stock dadurch fest, daß du dich auf ihn legst. Ich schlief nun in meinem Schirmgehäuse gar herrlich und träumte davon, mir ein Patent für meine Erfin-

dung geben zu lassen (nämlich Erfindung Nr. 2, die erste ist ja die Rundreise), als ich etwas wie Kavallerie gegen mich zutreiben hörte; es war ein junges Kind, das ob meinem Anblick ebenso stutzig wurde, als ich ob dem seinigen, nur daß es stehen blieb, während ich auf- fuhr. Damit war ich geweckt, und Holzer, der unruhige Geist, mahnte zum Aufbruch, da er der fixen Idee lebte, es müsse die Furgge durchaus noch an demselben Tag überstiegen werden. Das war mir, nachdem wir eben erst mit dem Deschinengrat fertig geworden waren, in der Mitte eines schwülen Julitages ein sinnwidriger Gedanke. Wir befanden uns zwar noch immer auf ziemlicher Höhe, und wer vom Frutigertal heraufkommt, mag Gott danken, wenn er einmal so weit ist: aber bis zur Furgge bedurfte es doch immer noch wenigstens drei Stunden anhaltenden Steigens, und damit waren wir noch lange nicht im Quartier. Indessen auf der Gamchialp mochten wir schon wegen der allzu wenig vorge- rückten Tageszeit nicht bleiben, und es mußte auch noch weiter oben Sennhütten geben — also vorwärts meinet- wegen!

Raum hatten wir uns ihm wieder anvertraut, so führte uns Holzer, der sich mit solchen Abkürzungen des gewohnten Weges Wunder welchen Dank von uns zu erwerben glaubte, auf schmale, steinigem Pfad wohl $\frac{1}{4}$ Stunde lang quer über eine feinen Spaß verstehende, abschüffige Felswand, hoch über der tosenden Kiene. Wären wir hinuntergerutscht, so hätte er, Holzer, sich noch als Kienholz verwerten können: Wir andern würden uns furchtbar unnütz gemacht haben. Wir retteten uns endlich auf sonnige Alpwände. Immer drückender wurde die Hitze, immer dichter zog sich Ge-

wölk um die Furgge zusammen, an Aussicht droben war nicht zu denken, es wäre denn die auf ein Donnerwetter gewesen, die wir aber bereits hatten, und das schlimmste Stück des Weges, erklärte Holzer, sollte erst noch kommen. Wer hätte da das Herz gehabt, an der letzten Alphütte vorbeizugehen! Wir hatten es. Es war nämlich alles verschlossen und kein Mensch zu erspähen. Einige 100 Schritte jedoch oberhalb der Hütte angelangt, beständig nach ihr zurückblickend, sehe ich ihr jemanden nahen, zugleich läßt sich ein Hund hören. Holzer wird zurückgeschickt, um zu spionieren. Bald kommt er wieder, mit der frohen Botschaft, die Person, die wir gesehen, sei der Senn, ein „gebiger“ Mann, der uns beherbergen wolle. Denselben Ausdruck, mit der Negation verbunden, „ungebig“, gebrauchte nachher unser Wirt von einem gewissen Weg. Der Ort heißt: auf dem Dürrenberg und ist östlich von den Höhen der Hundshorngruppe, westlich von niedrigen Vorsprüngen, die uns den Blick auf den zurückgelegten Weg verwehrt, begrenzt; nordwärts öffnet sich das Riental; was gegen Süden liegt, sollten wir erst am folgenden Tag zu Gesicht bekommen. In der Hütte befand sich, neben den geräumigeren Verschlagen fürs Vieh, ein Kämmerchen, das Herd und Kessel, Bank und Tisch enthielt und von dem Haupteingang her etwas Licht empfing; der Boden schmutzig und schlüpfrig; hier und da kam ein Schwein oder eine Ziege auf Besuch. In einer Ecke lag der brave Hund, welcher da nicht bloß Ruhe, sondern auch Schutz vor einer in unserm Rücken nach ihm herumchnobernden großen, schönen Ziege suchte und fand. Er pflegt gegen sie den Kürzern zu ziehen, theils weil sie gewisse Hülfsmittel vor ihm voraus hat, theils

weil er sich gegen sie als eine seiner Schutzbefohlenen nicht zu viel erlaubt. Dasselbe Lokal dient zugleich als Lesezimmer, da wir zu unserer Verwunderung auch Zeitungen vorfanden. Der Senn bediente sich auch einer gewähltern Sprache, als man hier oben erwartet; z. B. schon der Ausdruck: „im höchsten Grad“ schien mir ziemlich hoch für diese Höhe. Wir hatten allen Grund zur Zufriedenheit, so gut untergebracht zu sein, da bald nach unserm Einzug ein heftiges Regenwetter losbrach, vor welchem uns nicht einmal unser Dach völlig schützte. Selbst den Schweinen wurde es draußen zu arg, sie versuchten unsere Burg zu erstürmen: und nachdem uns mit Aufbietung der letzten Kräfte gelungen war, den Angriff abzuwehren, so drängten sie sich unter dem schmalen Vorsprung des Daches zusammen, nicht ohne fortwährend beunruhigende aufwieglerische Reden gegen die „Fremden“ zu führen, wofür sie jeden ansehen, der nicht zu derselben Alp gehört. Nach kurzem wurde es jedoch wieder schweinesfrei und hell. Die Ziegen kamen heran, um sich melken zu lassen, wobei sie sich teilweise etwas spröde benahmen. Als die Sonne unterging, hatten wir uns noch eines erquickenden Blicks in das Tal und auf die umgebenden Höhen zu erfreuen. Der Senn wärmte uns zum Nachtessen auf seinem Herde Milch, das prasselnde Feuer war auch unserm Körper keine überflüssige Wärmequelle, es versah daneben den Dienst einer Lampe und gab zugleich dem Auge eine angenehme Beschäftigung — unter gelinder Besorgnis meinerseits, die Flamme möchte sich über ihre Schranken ausbreiten. Noch war aber unser Tagewerk nicht vollendet, es galt noch eine Kletterpartie, von unserer Bank über den Tisch auf den Boden unterm

Dach — nur ein hölzerner Pflock im Balken erleichtert das Hinausflimmen, an der Hand eines kundigen Führers dürften jedoch selbst minder Geübte den Gang wagen. In einem engen, noch durch Holz und allerlei Gerätschaften beschränkten Raume fanden wir 2 Heulager nebeneinander, je mit einem Stück Leinwand und einer Decke versehen, das eine für uns beide, das andere für den Sennen mit seinen 2 Gehülften, einem jungen Mann und einem Knaben. Wo Holzer die Nacht zubringen sollte, war mir unklar; ich sah ihn am Morgen in der Nähe der Füße der Sennen auftauchen. Wir behielten natürlich die Kleider an; als Supplement des schwach angedeuteten Kopfstiffens diente der Reisefack. Eben wollen mir die müden Augenlider zuflappen, da fällt mein Blick durch unheimliches Helldunkel auf eine Maus, die von einem, mir sehr benachbarten, schon an sich bedrohlichen großen Holzseiter auf mich herunter schaut. Ihr vor allem schreibe ich es zu, daß der Zweck meines Daseins auf dem Heuboden verfehlt wurde. Hol dich die Katze! — Leider gibts aber, glaub' ich keine in Sennhütten. Weitere Störung brachte das allmälige Nachrücken der Schlafgenossen. Später wurde es empfindlich kalt, die Decke, zuerst von mir verschmäht, wollte nicht für uns beide ausreichen, wir zerrten daran hin und her, und es regte sich in mir ein geheimer Reid auf meinen Gefährten, welcher nicht Holzseiter und Mäuse, sondern drei wärmestrahkende Sennen auf seiner andern Seite hatte und nicht das mindeste Leitungsvermögen zu besitzen schien. Von Zeit zu Zeit drangen, auf daß auch das Ohr etwas habe, aus dem Raum unter uns stöhnende Laute herauf; sie kamen von einigen drunten gelagerten Kühen, während das

Groß der Heerde die Nacht im Freien zubrachte. In der Frühe war natürlich mein Erstes, nach dem Wetter auszuschauen; ich konnte mich, ohne aufzustehen, durch die Spalten der Hütte von seiner Vortrefflichkeit überzeugen.¹⁾

Wir nahmen gegen 5 Uhr Abschied von dem gastlichen Fleck. Der Morgen war, wie man ihn zum Wandern nur wünschen mag, und der Gang über die noch 1¹/₂ Stunden entfernte Furgge versprach jedenfalls einen ganz andern Genuß, als am vorigen Abend. Wir gingen über ein wohlvermachtes Hochtälchen, zuerst über Alpweide, dann über Geröll neben Schneefeldern aufwärts. Eine Felswand zu unserer Linken, die Kumpfmannsfluh, trägt ihren Namen von zwei Brüdern, Gemsjägern, die mit dem Teufel einen Pakt schlossen, daß er sie zur Zeitersparnis für die Jagd jeweilen im Flug über jene Fluh emportrüge (G. Studer, Das Panorama von Bern, S. 137 f.). Wenn der dumme Teufel seinen Vorteil verstünde, so könnte er sich mit solchen Dienstleistungen auch von Touristen etwas Hübsches verdienen. Tags zuvor hatten wir da herum im Nebel wirklich etwas fliegen und kreisen sehen — einen großen Hühnervogel. Heute war uns, als Lohn für unser wackeres Ausharren, resp. Ausruhen, die größere und seltenere Freude des Anblicks von Gemsen beschieden. Da der Senn uns gesagt hatte, daß wir solche auf unserm Weg vielleicht sehen würden, so war ich mit meinen Augen beständig auf der Jagd. Bald glaubte ich auf einem Felskamm zu meiner Linken zu haben,

¹⁾ A goodly day not to keep house, with such whose roof's as low as ours.

was ich wünschte; mein Feldstecher zeigte mir auch wirklich einen ganz unverkennbaren Gemsbock, der freilich meiner Neugierde gar zu kurz Stand hielt. Nicht lange darauf, nur noch etwa zwei Schußweiten von der Paßhöhe entfernt, bemerkte ich auf dieser selbst, sehr deutlich von dem lichten Hintergrunde sich abhebend, 3 Gemsen, worunter eine junge, die aber gleichfalls so schnell verschwand, als wäre mein Fernrohr mit Pulver geladen gewesen. Die letzten 100 Schritt vor der Furgge gehörten zum mühseligsten, was wir zu bestehen hatten: wir mußten eine ungewöhnlich steile Felsenkehle hinaufklimmen auf schiefrigem, durch den Regen erweichtem Boden, auf dem wir keinen Schritt tun konnten, ohne wieder einen halben zurückzusinken; ich wußte jetzt, was ein „ungebiger“ Weg ist. Endlich saßen wir im Sattel (8038'), der wirklich weder nach Länge, noch nach Breite einen gewöhnlichen Sattel unerhört übertrifft. Setzt man sich darauf, und zwar mit dem Gesicht gegen Norden gewendet, so hat man vor sich das große Hundshorn, hinter sich die dem Spaltenhorn vorgesezte Büttlassen, links das Riental, rechts das Sevinen- und Lauterbrunnental. Die Aussicht ist von manchen Seiten beschränkt und unterbrochen, doch immerhin umfassend und anziehend genug. Nordöstlich haben wir das hier besonders gewaltige, schroff abfallende Schilthorn, noch weiter gegen Osten Teile der Bergketten zwischen den Tälern von Lauterbrunnen, Grindelwald und Meiringen; die dahinter aufsteigenden Schneegipfel werden dem Engelberger Thal angehören, insbesondere den Titlis glaubte ich zu erkennen; südöstlich die Berner Alpen vom Spaltenhorn bis zu den Wetterhörnern. Ich habe die letztern in ihrer Dreiheit nicht leicht so deutlich ge-

sehen. In betreff der Jungfrau glaubte ich nirgends so gut, wie auf unserer Furgge und dem Herabweg von ihr, zu begreifen wie eine und dieselbe Person von der einen Seite so freundlich und anlockend, von der andern so schreckhaft und abstoßend sein kann. (Von hinten, d. h. von dem Wallis her gesehen, ist sie, wie ich mich auf dem Neggischhorn überzeugt habe, weder das eine noch das andere in besonderem Maße; sie ist namentlich keine Kallipygos). Der Kottalsattel, der eine so bedenkliche Station in der Laufbahn der Jungfraubesteiger bildet, mit dem Kranzberg zur Seite, lag uns gegenüber. Das spukhafte Kottal, das sich nun nicht mehr so gar viel über unsern Standpunkt erhob, war bis in den Grund sichtbar, kein Gespenst darin hätte sich vor uns verstecken können. Nirgends auch habe ich den Zahn des Eigers so kühn in das Firmament eindringen sehen. In der Nähe ist es besonders die ungeheure Felsenschlucht des Sevinentals, was den Blick fesselt. Unser Weg, zuerst steil und holprig, führte weiter unten an den Hütten der Boganggen- und Schiltalp vorbei, durch üppiges Gras und bunte Flora, die wir unsern Hüten tributpflichtig machten, — ohne andere Begegnung als mit einer Gesellschaft von Engländern — bis hinunter nach Mürren, wo wir gegen 10 Uhr des Vormittags anlangten. Gleichzeitig kam nach und nach ein eleganteres Publikum herauf, Herren und Damen auf Sätteln und Tragseffeln, die sich vom Balkon des Hotels die Berge, wie aus einer Theaterloge die Dekorationen im Tell, besahen und nach der Table d'hôte re bene gesta wieder abschoben. Doch — ähnlich mögen Jungfraubesteiger auf unsern eiten herabsehen! Wir verbrachten einen Teil des

Nachmittags mit einem Spaziergang auf die liebliche Winterckalp, $\frac{1}{2}$ Stündchen oberhalb Mürren, mit ausgezeichnetem Blick auf die Jungfrau und ins Trümmletental; ein besonderes Vergnügen für uns war es, die von jener in dieses stürzenden Wasserfälle so hoch hinauf als möglich zu verfolgen.

Am folgenden Morgen, nicht zu früh, spazierten wir hinunter nach Lauterbrunnen, in so behaglichem Schlendern — zwischenein auch bei Erdbeerbüschen uns aufhaltend, — daß ein Schmetterling mir fast 10 Minuten lang auf der Hand saß und sie mit seinem Saugrüssel bearbeitete. Die Ermittlung des Pletschbachs, nachherigen Staubbachs, kostete, bei der Menge der den Weg kreuzenden Bäche, doch wieder einige Mühe, da es keine Schwierigkeiten hat, sich der Identität auf die an sich einfachste Weise, durch einen Blick von oben hinunter, zu versichern. Ich hatte nicht Lust, einen Versuch dieser Art, wie ich ihn vor einigen Jahren in Mürren unterhalb des Wirtshauses angestellt hatte, zu wiederholen. Unsere zwei ersten Besuche in Lauterbrunnen galten zwei alten Bekannten, der erste dem gerade von der Sonne beleuchteten, immer neuen Staubbach, der zweite dem weniger neuen Hotel, der dritte dem Schneider Bischof, der uns als Führer empfohlen war (am 24. Juli 1872 im Rottal durch eine Lawine umgekommen). Dem nicht großen und etwas schwächtigen Manne würden wir es nicht angesehen haben, daß er die Blümlisalp und das Doldenhorn bestiegen und ganz neulich eine Kletter- und Schwindelpartie nach dem Silberhorn, als der Berwegensteiner einer, mitgemacht hatte. Unter den Namen in seinem Zeugnisbuch fiel mir derjenige Charlottens v. Owen, geb. v. Hagn, auf; er versetzte mich

urplötzlich vom Tschingeltritt in das Berliner Schauspielhaus, sehnsüchtigen Andenkens, zurück. Besagter Tritt, meinte Bischof, sei eine Kleinigkeit, er wolle uns zur Not hinaustragen. Wir begnügten uns, ihn zum Führer zu nehmen und mit der Beiziehung eines Trägers für unser Gepäck zu beauftragen. Um 3^{1/2} nachmittags marschierten wir von Lauterbrunnen talwärts — die Rücken der beiden Führer oder Träger (denn beide versahen beide Funktionen) mit unserm Gepäck, mit Proviant, mit Gletscherseilen und Alpstöcken, die eine große eiserne Pike an der Stelle des Griffs trugen, geschmückt und belastet. Zwei Engländer, gleichfalls mit je einem Führer, waren im Begriff uns nachzufolgen. Wir legten den Weg auf den Steinberg, bei starkem Marsch durch das bereits schattige Tal, in 3^{1/2} Stunden zurück. In Trachsellauenen hielten wir kurze Rast. Ein Bursche verließ eben die Hütte mit einem Bett auf dem Rücken. Sollte danach auch in der Ferne Nachfrage sein? dachte ich, mich an das hier vor vier Jahren Erlebte erinnernd. Das Bett gehörte auch wirklich meinem Zimmergenossen von damals, der diesmal sein Quartier auf unserm Steinberg aufschlagen wollte, mir aber droben nicht zu Gesicht kam. Zwischen Trachsellauenen und dem Steinberg konnten wir sehr gut den Weg, den man neulich (bei dem ersten Versuche) nach dem Silberhorn eingeschlagen hatte, übersehen, und unser Bischof war der rechte Kommentar dazu. Etwa ¹/₂ Stunde vor dem Steinberg wurden wir, zu überflüssiger Erinnerung an seinen Namen, von herunter hüpfenden Steinen begrüßt; sie kamen von der hoch über uns vorbeiziehenden Herde. Unsere Führer meldeten sich durch Jauchzen und erhielten gleichlautende

Antwort. Wir fanden die Hütte, worin wir über-
nachten sollten, offen und menschenleer. Die Führer
taten jedoch ohne weiteres, als ob wir da zu Hause
wären. Sie rieten uns, vorerst von dem besten Nacht-
lager Besitz zu ergreifen, damit uns die Engländer nicht
zuborkämen. Das wäre nun wohl ein so entsetzliches
Unglück nicht gewesen. Denn um jenes beste Nacht-
lager als solches zu erkennen, mußte ich allen meinen
Optimismus zusammennehmen: es bestand in einem
mit Heu, worüber Leinwand gespreizt war, gefüllten
Kasten in einem Kämmerchen zu ebener Erde, das rich-
tige Mannshöhe und etwas mehr als Mannslänge
hatte, während die übrigen Schlafstätten auf dem Boden
unterm Dach waren. Während wir uns umkleideten,
machten die Führer uns Kaffee aus dem mitgebrachten
Pulver. Auch ein Stück schmackhaften ältern Käses
wurde aus einem Winkel der Hütte hervorgezogen. Vor
und nach der Mahlzeit weideten wir uns an der schon
besprochenen Aussicht. Mit besonderer Neugierde ver-
weilte der Blick auf der düster vor uns aufsteigenden
Eichingelwand, über welche nach eingetretener Dämme-
rung Jupiter glückverheißend auf uns niedersah. Das
Kottal war genau bis an den Rand mit Nebel gestopft,
was ihm besser ließ, als die helle Beleuchtung am vor-
angegangenen Tag. Mittlerweile rückten auch die Eng-
länder an, zwei ganz manierliche, junge Leute. Da es
dunkel und kühl wurde, so vereinigte uns bald alle
acht — erst später gesellte sich als Nr. 9 der Senn
dazu — das enge, zugleich Küche und Vorratskammer
und Speiseaal vorstellende Gemach. Ein Versuch, mich
in dem Vorzimmer, resp. Vorstall, zu promenieren, be-
kam mir schlecht: ich stieß mir den Kopf jämmerlich

an einem Balken an; man wird es, fürchte ich, noch dieser Beschreibung anmerken. Das fortwährend unterhaltene Feuer hatte auch hier gar mannigfaltige Arbeit zu verrichten: Kochen (Wasser zum Tee für die Engländer), Leuchten, Wärmen, Trocknen von Kleidungsstücken. Die farbigen Wämser und Hemden an den Stangen trugen nicht wenig zur Dekoration bei. Wir mochten gerade so malerisch wie eine Zigeunerbande aussehen; Hr. Snell hat viel dadurch verloren, daß er fern blieb. Ich hatte den zur Betrachtung günstigsten Sitzpunkt gewählt, nämlich auf den obern Sprossen der Leiter, die unters Dach führte; auf den untern saß mein Begleiter; die andern standen oder saßen auf Bänken, Holzblöcken, Melkstühlchen. Ich suchte jedoch bei Zeiten mein Heu. Mein Schlaf dauerte in der ganzen Nacht etwa $\frac{1}{4}$ Stunde. Da nämlich die Führer kein Nest hatten, so blieben sie wach und schwakten und sangen (hierin war unser Bischof besonders stark) unmittelbar vor unserer Quasi-Türe bis gegen den lieben Morgen. In ungefähr gleicher Nähe bei uns — insbesondere mich glaubte ich fast in Berührung mit ihnen — waren Schweine. Am Morgen fand ich dieselben zu spätem Troste doch etwas entfernter von unserem Lager, als ich gemeint hatte, in einer Ecke jenes Vorraums, alle, wie geschlachtet, dicht neben einander, offenbar um sich zu wärmen. Das Uergste war, daß sie in ihrer Weise an dem Gesang teilnahmen. Vergebens suchte ich mir die Ohren mit den Fingern zu verstopfen; vergebens zählte ich — ein Mittel, das mir sonst bisweilen hilft — in einem fort von 1 bis 12; vergebens schritt ich zuletzt zum Aeußersten und suchte mir die langweiligsten Redner meiner Bekanntschaft zu

vergegenwärtigen. Die angestrengte Bemühung um den Schlaf machte das Bedürfnis nach ihm nur dringender, die Nichtstillung desselben nur schmerzlicher. Jene Alpenstimmen verhallten endlich zwar allmählig; aber kaum hatte ich mich dessen mit dem klarsten, wachsten Bewußtsein erfreut, in der Hoffnung, das Letztere nun einmal los zu werden, so hörte ich einen der Führer sagen: „Es ist Zeit zu wecken.“ Die unnütze Mühe von der Welt. Ich war nun aber von dem beständigen Einschlafenwollen und Nichtkönnen so erschöpft, ja fieberhaft aufgereggt, daß ich glaubte zurückbleiben zu müssen. Doch war ich entschlossen, auf so lange mitzugehen, bis daß ich wirklich keinen Schritt mehr vorwärts konnte. Der Marsch selbst, von einigen Tassen Kaffee unterstützt, machte mich gesund.

Wir verließen die Steinberghütte um 3¹/₂ Uhr (Donnerstag den 16. Juli) bei vollkommen gutem Wetter. Bald war der untere Tschingelgletscher erreicht, er ließ sich leicht begehen, und es wurde ohne Schwierigkeit auch die Felswand zu unserer Rechten gewonnen. Zwischen uns und dem Abfall des obern Gletschers sahen wir eine Menge von ihm stammender Eisblöcke; doch kam, solange wir in der Nähe waren, kein neuer dazu, die Kanonade war eingestellt; aus der finstern Schlucht, die der Gletscher bei jenem Sturze überwölbt, wehte uns ein eisiger Wind an. Nichts war im mindesten zum Verweilen oder Zögern einladend. Wir gingen daher sehr rasch, alle acht, einer hinter dem andern; und da wir überdies die Hauptaufmerksamkeit auf die Füße des Vormanns zu richten hatten, so finde ich mich außer Stand, die oben nach G. Studer u. a. gegebene Beschreibung des Weges über die Tschingel-

wand herauf um etwas Wesentliches zu bereichern. Nach dem Gletscher hinunter blickte ich nicht allzu oft, doch genug, um mich zu überzeugen, daß er gerade unter uns wirklich ganz besonders zerklüftet und häßlich, schmutzig-grün aussah — ein wahres green-eyed monster, um mit Jago zu reden. Der Weg bis zum Tschingeltritt war etwas mißlich, doch viel weniger, als ich mir vorgestellt hatte, seis nun, daß die Phantasie in Bezug auf ihn vorher zu tätig war, oder daß die Gesellschaft seine Schrecken minderte, oder daß er sich vielleicht mit der Zeit verbessert hat, oder auch daß man jetzt stellenweise an andern Punkten der Wand hinaufsteigt, als früher — wiewohl ich hierüber nichts weiß. Bei dem Uebergang vom Gletscher auf die Felswand wird in Betracht kommen, daß die Jahreszeit, und also auch die Abschmelzung, noch nicht weit vorgerückt war. Das eine oder andere vorhin Bemerkte dürfte auch auf den Tschingeltritt selbst Anwendung leiden; auch ihn fand ich sehr viel besser als seinen Ruf. Seine Höhe schien mir nicht 20 Fuß zu betragen; und unmittelbar unter ihm ist doch wenigstens nicht rein senkrechter Absturz nach dem Gletscher zu, sondern ein kleiner, mit Gras bedeckter Vorsprung, der meinem Auge genügende Beruhigung bot, und dessen Fortsetzung mich nichts anging.

Indessen nahmen wir der lieben Sicherheit wegen doch alle die uns von oben entgegengestreckte Führerhand an. Da ich meiner vorherigen Besorgnisse wegen des Tritts weder in dieser Beschreibung, noch dem Führer verschwiegen habe, so soll die Welt nun auch wissen, was für ein Zeugnis mir dieser während meines Herauskletterns — ich kam der Letzte an die Reihe —

gab: „Jetzt chunt der no am beschten uhi.“ Wir hatten uns dann noch eine gute halbe Stunde über Rasen und Steinhalde hinaufzuarbeiten, um die Höhe der Tschingelwand (von Hugi auf 7553' berechnet) zu erreichen, etwa 2 Stunden, nachdem wir vom Steinberg abgegangen waren. Eben kam die Sonne hinter der Jungfrau herauf, als hätte sie mit uns um die Wette geklettert; in der That hatte sie uns angefeuert, sofern wir nämlich die Höhe zu gewinnen suchten, bevor sie uns auf den Rücken brannte. Wir betraten jedoch auch jetzt noch nicht sogleich den Gletscher, sondern bewegten uns vorerst ziemlich lange auf der Moräne vorwärts, und zwar auf der schmalen Kante zwischen zwei Abfällen, wie auf einer Dachfirst, wo der Alpstock Gelegenheit hatte, sich als Balancierstange zu üben. Endlich, nach einer Stärkung des innern Menschen (durch ein Gabelfrühstück), wurde auf den Firn übergegangen, wobei es sich bald ratsam zeigte, den Schleier zu gebrauchen. Vorher aber noch einen vollen Blick auf die Umgebung! Noch immer bildete die Bergkette von der Jungfrau bis zum Tschingelhorn, an dessen hochaufgesetztem Fuße wir uns jetzt befanden, die prächtige Einfassung gegen Osten und Süden; und man wird hier sehr bereit sein, die Deutung des Wortes Tschingel und cingulum = Alpenkranz gutzuheißen. Der Boden des Ammertentals jedoch war versunken, dasselbe schnürte sich auch an seinem obern Rande je länger desto enger zusammen und verriet sich bald nur noch durch einen über ihm schwebenden geheimnisvollen feinen Brodem. Selbst die nah und hoch gelegene Oberhornalp und ihr See, denen ich von der Tschingelwand aus nicht versäumt hatte, meinen Gruß hinüberzusenden,

waren nicht mehr im Gesichtskreis. Vor uns und zu unserer Linken breitete sich der obere Tschingelgletscher aus, etwa 2 Stunden lang und eine breit, sanft ansteigend gegen das Firnjoch, über welches wir nach Gasteren hinunter sollten. Etwas herwärts von demselben, uns zur Linken, sahen wir das erst hier oben sich zeigende (von Bern aus durch die Gamchilücke sichtbare) Mutthorn aus dem Firn herausragen. Zur Rechten hatten wir die Tschingelflühe, den Fuß des Spaltenhorns und später den der Blümlialp. Jetzt aber den Schleier heruntergelassen! Der Gang auf dem Firn war angenehm. Freies Eis trat fast nirgends zu Tage, wir traten festen körnigen Schnee, der nur dadurch einige Mühsal bereitete, daß er lauter wellenförmige Höhen und Tiefen bildete, ganz wie ein frisch gepflügter Acker, als hätten einst gottlose Bauern hier oben gehaust, denen zur Strafe die Krume in Schnee verwandelt worden. Indem wir trachten mußten, uns auf den kleinen Wellenbergen zu halten, blieb der Blick auf die Füße, zunächst die des Vormanns, geheftet, wozu auch die Rücksicht auf mögliche Spalten und Löcher, sowie der Umstand nötigte, daß wir auf der ganzen Gletscherfahrt die Stricke beiseite ließen. Die Engländer hingegen waren mit ihren Führern zusammengebunden, und ich fand es eigentlich vernünftiger, weil man dann weniger auf die Füße zu achten und die Augen freier hat; aber unsere Führer hatten zu dem Anbinden nicht Lust, und wir wollten ihnen in diesem Punkte nicht widerstehen, wie wir uns auch in Bezug auf das Tempo und die Pausen des Marsches ihnen fügten. Das beständige einförmige und wenn auch gelind, ansteigende Forttraben wurde all-

mählich doch ermüdend, so daß ich der Gamchilücke, als wir nur noch etliche 100' unter ihr waren, nicht sonderlich viel nachfragte, so sehr ich mich auf sie gefreut hatte. Die steile „obere“ (schneefreie) Schieferhalde, welche hinaufführte, machte mir weidlich zu schaffen. Die Aussicht von da oben (8699') ins Grüne ist allerdings reizend, besonders durch den Kontrast mit dem rückwärts liegenden Weißen; man steht wie auf einer räumlichen Grenze zwischen Sommer und Winter. Zum vierten Mal binnen weniger Tage — da wir nämlich schon auf der Fahrt von Thun nach Frutigen hineingesehen hatten — schauten wir nun ins Aiental, zum dritten Mal blickten wir durch dasselbe hinunter am Niesen vorbei ins flache Land; doch war es nicht hell genug, um viel Einzelheiten zu unterscheiden; die Stadt Bern konnte ich nicht erkennen. Von der Winterpartie unserer Aussicht gibt G. Studer in seinen Topographischen Mitteilungen eine, wie man es von ihm gewohnt ist, musterhaft getreue Abbildung. Auf der Höhe der Lücke machte der nackte Schiefer wieder dem Firn Platz, der sich sofort mit starkem Fall in den Gamchigletscher fortsetzt, so daß wir uns in der Breiten-dimension nur sehr schlecht tummeln konnten. Auf dem obersten Schneesaum zeigten sich die frischen Fußspuren einer Gemse. Die Führer, in der Hoffnung, daß sie sich noch in der Nähe besinde, suchten sie durch Pfeifen aufzuschrecken und uns zu Gesicht zu bringen. Sie blieb die Antwort nicht schuldig: einige Steine rollten von der Felswand der Blümlisalp gegen uns herunter, und bald ließen sich welche aus noch bedeutenderer Höhe vernehmen; aber gesehen haben wir von dem Tiere nichts. Die Engländer entdeckten eine Flasche,

die sie zerschlugen und worin sie zwei Zettel fanden, von zwei Berner stud. med. herrührend.¹⁾ Das Hinuntersteigen von der Lücke machte sich umso leichter, als ich, vom Schiefer auf den Schnee zurückgelangt, unwillkürlich in eine sitzende Lage kam, die mich aufs prompteste weiter beförderte, zum Glück an den Ort meiner Bestimmung. Wir lenkten jetzt unsere Schritte, fortan ziemlich in der Höhe bleibend, nach dem erwähnten, jetzt nahen Firnjoch. Von diesem (8681') beginnt der Tschingel- oder, wie er von da an auch heißt, Randergletcher sich ebenso sanft abzdachen, als er bisher angestiegen war. Der zu unserer Linken befindliche Lötichen- oder Petersgrat, der eine schöne Aussicht nach dem Wallis gewähren muß, wäre von hier aus leicht zu ersteigen gewesen; es würde uns aber einen Umweg von ungefähr drei Stunden gekostet haben. Wir litten auch so an Wechsel der Aussicht nicht Mangel. Die Berggipfel des Lauterbrunnentals gingen nach und nach unter; am längsten behauptete sich meines Erinnerns der erst später zum Vorschein gekommene Eiger. Statt ihrer erhoben sich links (südlich), in westlicher Fortsetzung des Petersgrates, die das Lötchenthal von Norden beherrschenden Spizen des Birghorn, Sackhorn und Schilthorn; rechts (nördlich) haben wir die Felswände der Blümlisalp, die ihre höchsten Spizen hier nicht zeigt, wenigstens nicht so, daß wir eine hätten wieder erkennen können; auch unser Bischof wußte nicht Rat; geradeaus, talabwärts, bilden Balmhorn und Altels den Abschluß. Den entzückendsten Anblick bot mir doch auch hier wieder die Blümlisalp, deren schwarze

¹⁾ Anm. Die Namen Bohner und Willener hat der Verfasser nachträglich gestrichen.

Felswände sich bei anderer Beleuchtung trüblich genug ausnehmen mögen, jetzt aber mit dem glänzend weißen Saum auf der obersten Kante und dem tiefen Himmelsblau darüber eine Welt von Farben ersetzten. Ich konnte, was auch Haut und Augen dazu sagen mochten, nicht müde werden, den Schleier nach dieser Seite zu lüften. Etwa eine Stunde unter dem Joch kamen wir, uns immer mehr links haltend, vom Firn auf den eigentlichen, oberen, Gletscher, der im Vergleich mit jenem bereits einen so großen Reichtum anziehender Erscheinungen darbietet. Das Gemurmel des ersten besten kleinen Gletscherbachs — wie viel mehr sagt es einem in wenigen Augenblicken, als alles Stadtgeschwätz, das man Jahr aus Jahr ein verschlucken muß! Die Spalten ließen sich alle sehr leicht überschreiten oder umgehen und konnten uns also nur Genuß bereiten; einer meiner Begleiter auf dem Aletschgletscher würde hier keinen Anlaß zu dem unwilligen Ausruf gefunden haben: Warum denn keine Bretter hinüber gelegt seien. Nachdem wir (die kleine Stelle an der Gamchilücke abgerechnet) vier Stunden lang nicht von Firn und Gletscher gekommen waren und nichts als Himmel, Fels, Schnee und Eis gesehen hatten — einfache und billige Materialien, aus denen sich gleichwohl recht hübsche Sachen zusammenstellen lassen — betraten wir wieder das Land, beim sogenannten Alpetli, einem Schafberg am Fuß des Birghorns, gerade wo der Gletscher in furchtbarer Zerrissenheit mit seiner ganzen Masse beinahe lotrecht ins Gasterntal abfällt, dessen hinterster Teil (mit der schon angegebenen Einfassung) hier sichtbar ist. Wir hielten hier — es war gegen 11 Uhr — unsere Mittagstafel. Beim Hinuntersteigen verfolgte

uns lange eine ganze Schafherde, ohne Zweifel um Salz zu bekommen. Die dummen Schafe! Wenn ich überflüssiges Salz bei mir geführt hätte, so würde ich es gespart haben, um mir drunten die eine oder andere Gesellschaft genießbarer und verdaulicher zu machen. Ein fatales Dessert war das mühsame lange Hinabhumpeln auf der Seitenmoräne, von der wir indessen zu meiner großen Befriedigung noch einmal den Gletscher, unterhalb jenes Absturzes betraten. Wir ergözten uns an den vielen Gletschertischen und zahllosen Schuttkegeln. Ein so großes und schönes Exemplar der erstern traf ich hier freilich nicht, wie 1860 auf dem Unteraargletscher, wo ein Felsblock von 16' Länge und Breite auf einem Eisfuß ruhte, der unten 4fach ausgeschweift war und einen so schönwandigen Kreuzgang bildete, daß ich mich nicht enthalten konnte, hineinzukriechen. Auch einige Steine hob ich, wie gewohnt ab, um den einzigen Gletscherbewohnern die schuldige Aufmerksamkeit zu erweisen; ich muß mir doch das nächste Mal ein Fläschchen mit solchen Flöhen füllen: getrocknet, um sie als Kümmel auf Butterbrot zu streichen, müssen sie ein unschätzbares Präsent für einen Gletschnarren sein. Nun aber, bevor wir den Gletscher aus den Augen verlieren, noch ein Rückblick, der seinesgleichen in der Alpenwelt suchen wird! Das Tal in seiner ganzen Breite geschlossen durch eine Eismauer, wohl 1500' hoch gegen jenen untersten Teil des Gletschers abstürzend, ein gefrorener Niagarafall. In der Mitte dieser Eismauer eine kahle Felswand, über die wir eine mächtige Lawine herunterfließen sahen. Nach einem ektmaligen kurzen Aufenthalt, kurz vor Selden, gegenüber dem Lötchenpaß und seinem Gletscher, in der

„Heimerik“ ging es nun rasch binnen zwei Stunden vollends zum Gasterntal hinaus — viel, viel zu rasch, um diesen überwältigenden, ja betäubenden Reichtum und Wechsel der großartigsten Wald- und Wasser- und Felsenpartien recht zu würdigen. Es ist eigentlich auch nicht ein Tal, sondern ein halbes Duzend von Tälern, deren jedes seinen eigentümlichen Charakter hat, von enger Waldschlucht an, bis zu weiter Felsenrotunde. Auch der Weg wechselt so wunderbar, daß man bald in einer Park- oder Badeanlage zu lustwandeln glaubt, bald wenige Fuß über der reißenden Kander quer über eine abschüssige „Kiesete“ setzen muß, bald zum Niederliegen in kühlem Waldschatten eingeladen, bald über Stock und Stein in drückender Sonnenhitze getrieben wird. Gegen seinen Ausgang, nach einer mächtigen Ausweitung verengt sich das Tal so sehr, daß es durch ein hölzernes Gatter verschlossen erscheint. Endlich macht die Kander in der „Klus“ eine langanhaltende donnernde Schlußcadenz, und ehe man sich's versteht, ist man aus der paradiesischen Wildnis heraus verwiesen und sieht beim Rückblick nur noch zwei hohe Felswände, die so nah zusammengerückt sind, daß man ihnen danken muß, einen durchgelassen zu haben. Um 3 Uhr mittags waren wir in dem gegen das zuletzt Erlebte wunderbarlich kontrastierenden neuen und neumodischen Gasthof im Eggenschwand bei Kandersteg, wo uns, auf daß die Kunde eine vollständige sei, auch Freund Holzer bald auswitterte und uns ein Viertelstündchen lang mit seinem Geplauder unterhielt. Der folgende Tag, der sechste unserer Reise, brachte uns ohne besondere Erlebnisse — das freundlichste war ein mehrstündiger Aufenthalt in einer Laube am Thunersee — nach Bern zurück.

P. S. Raum hatte ich diese Beschreibung beendigt, als mir eine poetische Sendung von dem Freunde den angenehmen Beweis erbrachte, daß er dasselbe Bedürfnis empfunden, es aber auf eine kunstreichere Art zu befriedigen gewußt hatte.

Lieber Freund!

Hier ein kleines Zeichen, daß mich die Erinnerung an unsere Reise noch eine Weile beschäftigt hat und daß ich sie gern in angenehmer Form aufbewahren möchte. Sie werden leicht unterscheiden, wo Wahrheit und Dichtung ineinander greifen und wo der Scherz den Ernst ablöst. Das „Du“ in den zwei letzten Stücken ist nicht bloß Dichterbrauch, sondern ich habe ein Recht dazu, weil Sie, als Sie mich nach dem Tschingeltritt um einen in Rhum geflößten Zucker baten, damit anredeten und ich werde es Ihnen, wenn Sie nichts dagegen haben, bei nächster Gelegenheit mündlich zurückgeben, d. h. bei Roth, wo ich heut über acht Tage abends unfehlbar eintreffen werde. Ich habe inzwischen ein gutes Stück am Idiotikon gearbeitet; die letzte Woche der Ferien werde ich noch in größerer Muße zubringen.

Was macht der Geißkäse?

Wenn Lazarus noch in Bern ist, grüßen Sie mir ihn und die Seinigen.

Auf baldiges Wiedersehen

Ihr L. L.

Pfarrhaus Embrach.¹⁾

Den 3. Aug. 63.

¹⁾ In E. war L.'s Vater Pfarrer.